

Zeitschrift: Neue Pestalozzi Blätter : Zeitschrift für pädagogische Historiographie
Herausgeber: Pestalozzianum
Band: 5 (1999)
Heft: 2

Buchbesprechung: Besprechungen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Besprechungen

Holger Jacob-Friesen (Hrsg.): Profile der Aufklärung

Der Briefwechsel Nicolai-Iselin – Einblicke in die Welt der europäischen Aufklärung

■ Béla Kapossy

Beim Lesen von Briefwechself fühlt man sich gelegentlich in die zuweilen unglückliche Rolle von Goldsuchern versetzt, welche, um zu guter Letzt auf einige wenige Kostbarkeiten zu stossen, zuerst Berge von Sand waschen und sorgfältig sichten müssen. Gleich zu Beginn sei gesagt, dass es den Lesern bei der hier vorliegenden Korrespondenz zwischen dem Basler Ratsschreiber Isaak Iselin und dem Berliner Aufklärer Friedrich Nicolai leicht gemacht wird. Die 148, von Holger Jacob-Friesen sorgfältig edierten und mit einem grosszügigen wissenschaftlichen Apparat versehenen Briefe dürften nicht bloss eigentliche Spezialisten von Iselin oder Nicolai interessieren, sondern auch diejenigen, die sich ganz allgemein mit den Debatten im Europa des achtzehnten Jahrhunderts beschäftigen und sich ein plastischeres Bild von den Beziehungen und Diskrepanzen zwischen den verschiedenen Aufklärungszentren verschaffen möchten.

Anlass zum Briefwechsel gab Nicolais Ersuchen, Iselin zur Mitarbeit an der 'Allgemeinen Deutschen Bibliothek' zu gewinnen. Iselin, der sich zeitlebens an der politischen und wirtschaftlichen Fossilisierung Basels rieb und sich auch sonst nicht in die intellektuelle Enge seiner Heimatstadt einzufügen mochte, nahm Nicolais Angebot mit offensichtlicher (wenn auch protestantisch verhaltener) Freude an. Von 1767 bis 1780 war Iselin einer der Hauptrezensenten des 'Berliner Journals', zu Beginn in erster Linie von Schweizer-Literatur, dann generell von allen möglichen deutschen, französischen und englischen politischen und ökonomischen (gelegentlich auch moral-theologischen) Schriften. So zeichnete sich Iselins Mitarbeit unter anderem aus durch seine eingehende Besprechung von Adam Smiths 'Wealth of Nations', oder von Fergusons 'An Essay on the History of Civil Society'. Auch fiel Iselin die in ihrer Wichtigkeit nicht zu unterschätzende Aufgabe zu, die Veröffentlichungen der deutschen "Patrioten" Abbt und Moser aus einer quasi authentisch republikanischen Perspektive her zu durchleuchten. Nicht weniger wichtig war seine Rolle als Kritiker von ausländischen Berichten über die Schweiz; eine Rolle, die um so wichtiger erscheint, wenn man sich die ideologische Bedeutung vergegenwärtigt, welche dem Bild einer angeblich noch tugendhaften und antiken Schweiz innerhalb der europäischen politisch-ökonomischen Debatten beigegeben wurde. Besonders lobenswert in dieser Hinsicht

ist, dass Jacob-Friesen nicht die Mühe gescheut hat, eine vollständige Liste der von Iselin verfassten Rezensionen zusammenzustellen und diese im Anhang abzudrucken.

Da Iselins und Nicolais Schreiben gleichermaßen offizieller als auch privater Art waren, finden sich auch in dieser Korrespondenz zwangsläufig Briefe, deren Inhalte mehr über die Soziologie des Verlagswesens und Umgangsformen in der gerade in letzter Zeit wieder vielbesprochenen "Gelehrtenrepublik" aussagen, als über die intellektuelle Position der einzelnen Autoren. Schade ist, dass gerade der Herausgeber in seiner ansonsten sehr vielseitigen und aufschlussreichen Einleitung der Versuchung erlegen ist, den Briefwechsel nach diskurstheoretischer Manier zu deuten und Iselins und Nicolais höfliches und zugleich bestimmtes Ringen um Ideen als Bestätigung eines aufklärerischen Kommunikationsmodells Habermasscher Prägung darzustellen. Ob ein auf "geistige Unabhängigkeit und Toleranz" gegründetes "Wechselspiel von Aufklärung und Selbstaufklärung" zur eigentlichen Definition der Aufklärung gereicht, mag jedoch als eher zweifelhaft erscheinen. Gegenseitiger Respekt und Höflichkeit im Briefverkehr werden kaum als Errungenschaft des achtzehnten Jahrhunderts zu verbuchen sein und sind, um es überspitzt zu formulieren, seit jeher eine Grundbedingung dafür gewesen, dass ein begonnener Briefwechsel kein frühzeitiges und abruptes Ende findet. Noch wichtiger jedoch ist, dass gerade Iselin kaum für die Idee zu gewinnen gewesen wäre, dass die Partie der sittlichen Aufklärung durch eine blosse Vermehrung des freien Gedankenaustausches in einer möglichst weitläufigen Gelehrtenrepublik zu gewinnen sei. So blieb ihm gerade, im Gegensatz zu Nicolai, Montesquieus England-Modell, wo die parlamentarische Mehrheit dem Druck einer von der Opposition gesteuerten öffentlichen Meinung ausgesetzt war, weitgehend suspekt. Auch war Iselin zu sehr Protestant, als dass er an die Fähigkeit des Menschen zu konsequent vernünftigem Handeln geglaubt hätte. Für Iselin, wie auch für Rousseau, dessen kulturkritische Position er weitgehend teilte, wurde die (zumindest theoretisch) fortschreitende menschliche Fähigkeit zu sittlichem, vernünftigem Handeln durch eine sich gleichermaßen entwickelnde auf Bedürfnissen begründete und durch Leidenschaften vorangetriebene Vergesellschaftlichung ständig in Frage gestellt. Dennoch schien Iselin davon überzeugt, dass die Spannungen zwischen dem Wissen um sittliche Regeln und den von der Vergesellschaftlichung freigesetzten Leidenschaften reguliert und zu einem gewissen Grade auch moderiert werden könnten. Und zwar, zum Einen wenn gezeigt werden konnte, dass die Motive, auf Grund derer sich Menschen zum geselligen Zusammenschluss verleiten liessen, nicht

bloss eigennütziger Art waren, sondern, wenn auch nur andeutungsweise, auf das Wohl der gesamten Menschheit abzielen. Zum Anderen, wenn einer solchen deutlich anti-Hobbesschen Geselligkeit möglichst freien Lauf gewährt wurde und sich Individuen in einer freien und möglichst allumfassenden christlichen Markt-Gesellschaft zusammenfinden konnten. Die Be-reitschaft, sich um das Wohl Anderer zu sorgen, wurde, laut Iselin, somit weniger durch den Austausch von Wissen erhöht, sondern (pace Habermas) vor allem durch wirtschaftliche Vernetzung und die Tatsache, dass Menschen zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse zunehmend auf die Hilfe und Arbeitskraft Anderer angewiesen waren.

Obwohl Iselins 'Geschichte der Menschheit' (1764) von Nicolai und Mendelssohn mit grosser Begeisterung aufgenommen worden war, zeugt der Briefwechsel zugleich von einer deutlichen Skepsis von Seiten der Berliner Aufklärer bezüglich der Realisierbarkeit von Iselins marktwirtschaftlichem "Aufklärungsprojekt". Für Nicolai sind es vor allem die Erfordernisse des preussischen Staates, um dem zunehmenden Druck eines internationalen wirtschaftlichen Wettbewerbs widerstehen zu können, welche der Applizierbarkeit von Iselins marktwirtschaftlich gesteuertem Projekt klare Schranken setzen. So gerät Iselins Aufruf zur Freigabe des europäischen Kornhandels und zur Erhöhung des künstlich tiefgehaltenen Lohnes der Industriearbeiter zunehmend in Verdacht, ausschliesslich den Interessen kleiner, kapitalstarker Handelsrepubliken dienlich zu sein. Die sich hier entzündende Diskussion zwischen Iselin und Nicolai über Reimarus, Quesnay und die möglichen sittlichen und politischen Vorzeile des freien Kornhandels ist höchst spannend und bildet, wie der Herausgeber richtig bemerkt, das eigentliche Kernstück der Korrespondenz. Zugleich erlaubt sie einen guten Einblick in das noch immer zu wenig beachtete wirtschaftliche Denken der Berliner Aufklärer. Auch vermittelt die Diskussion ein gutes Bild von der Selbsteinschätzung der Berliner Aufklärer bezüglich des möglichen Einflusses, welcher einer kleinen städtischen Intelligenzia innerhalb einer noch stark patrimonialstaatlichen, landwirtschaftlich autarken und vor allem schuldenfreien Monarchie wie Preussen gegeben war. Der Briefwechsel zwischen Iselin und Nicolai heisst zu Recht "Profile der Aufklärung", obschon "Grenzen der Aufklärung" bei nahe noch passender gewesen wäre.

Holger Jacob-Friesen
(Hrsg.):
Profile der Aufklärung.
Friedrich Nicolai – Isaak Iselin
Briefwechsel (1767–1782)

Schweizer Texte
Neue Folge – Band 10
Herausgeber: Martin Stern, Helmut Thiele, Peter Ullz
Haupt
ISBN 3-258-05649-8



Schweizer Texte
Neue Folge – Band 10
Herausgeber: Martin Stern, Helmut Thiele, Peter Ullz
Haupt

Christian Niemeyer: Klassiker der Sozialpädagogik

Das sozialpädagogische Klassikerproblem – ein erneuter Versuch

■ Rebekka Horlacher

Niemeyers Buch verfolgt, wie der Titel zeigt, zwei Ziele: Erstens will es Klassiker der Sozialpädagogik darstellen und möchte zweitens – über die Klassiker – in die Theoriegeschichte der Wissenschaft einführen. Die Kombination beider Zielsetzungen ist gewagt und hängt wesentlich von der Definition von Klassikern ab – und damit der Auswahl der Klassiker. Anstelle einer Definition steht ein Zitat John Lockes (ohne Literaturangaben), in welchem die Lektüre der "grossen Meister" gepriesen wird. Ist das als Leitmotiv gedacht?

Niemeyer verortet mit Michael Winkler den ungesicherten Status der Sozialpädagogik unter anderem darin, dass der Disziplin die Klassiker fehlen. Jahrelang habe sie versucht, ihre Klassiker zu beseitigen (S. 7). Dem will er entgegenwirken. Es soll aber nicht darum gehen, vergangene Ideen auf aktuelle Probleme hin anzuwenden, sondern darum, Klassiker überhaupt als relevant für die moderne Theoriebildung zu betrachten, nämlich "in Erinnerung zu rufen, was alles schon von den Grossen des Faches unter dem Titel 'Sozialpädagogik' gedacht wurde und warum es gedacht wurde" (S. 8).

Niemeyer moniert die mangelnde Sorgfalt bei der Bestimmung des Klassikerkanons bei vergleichbaren Arbeiten seiner Kollegen. Er fasst deshalb den lobenswerten Vorsatz, der "Kriterienbestimmung hier etwas mehr Sorgfalt zu widmen" (S. 9), wobei seine Ausführungen in der Folge nur beschränkt zur Klärung beitragen. Niemeyer betont zwar, dass er sowohl auf den Begriff der Sozialpädagogik, als auch auf den Begriff des Klassischen in seiner Auswahl Wert lege; was aber genau unter diesen beiden Begriffen zu verstehen ist, bleibt (mir) trotz aller Erklärungen unklar. Entsprechend beinhaltet der Klassikerkanon – der zur Einführung in die Theoriegeschichte dienen sollte – ausschliesslich Männer deutscher Sprache. Die Reihe beginnt mit Johann Heinrich Pestalozzi und endet mit Hans Thiersch.

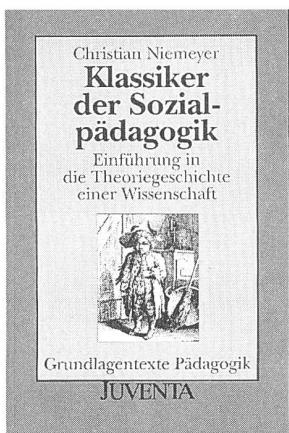
Die gewagte Kombination von Klassiker und Einführung will Niemeyer mit Mollenhauer legitimieren. Eine Einführung sei dann hinreichend, "wenn es ihr gelingt, die besondere Struktur, den Aufbau, die Verfahren, die Hauptbegriffe zu nennen und zu erläutern" (S. 14). In diesem Sinne ist dieses Buch tatsächlich eine Einführung, wohl aber eher eine Einführung für diejenigen, die über die Disziplin und die Diskurse innerhalb der Disziplin schon umfassend informiert sind. Ansonsten sind die vielen Anspielungen und Bezüge (vor allem auf Nietzsche) unverständlich und verwirrend. Auch erweckt Niemeyer den Eindruck, sich argumentativ gerne hinter den "Grossen" des Faches verstecken zu wollen. Nach der Lektüre weiss man zwar, was Mollenhauer, Thiersch, teilweise auch Bernfeld zu den Klassikern der Sozialpädagogik zu sagen haben und hatten; wo ge-

nau sich hingegen Niemeyer in diesem Diskurs positioniert, bleibt leider unklar.

Am Beispiel Pestalozzi möchte ich nun genauer untersuchen, wie die beiden Ansprüche umgesetzt wurden. Niemeyer stützt sich in seiner Darstellung der Pestalozzischen Sozialpädagogik hauptsächlich auf 'Lienhard und Gertrud' und den 'Stanserbrief'. Einschlägige sozialpädagogische Texte wie die Schriften über die Anstalt auf dem Neuhof (die man in Kontext zu anderen Armutskonzepten hätte setzen können) oder die Industrieschriften von 1805/07 finden keine Aufnahme. Warum diese Texte weggelassen wurden, wird nicht begründet.

Diese nicht einsichtige Textauswahl lässt sich möglicherweise mit dem theoretischen Ansatz, den Niemeyer zu Pestalozzi vertritt, erklären. Niemeyer liest Pestalozzi stark in der psychoanalytischen Tradition von Bernfeld und Kraft. Deshalb bleibt uns auch der lebenslang am Hemdzipfel nuckelnde Pestalozzi nicht erspart (S. 19) und es gelingt Niemeyer nicht, Pestalozzi überzeugend in einen zeitgenössischen sozialpädagogischen Diskurs einzubinden. Das vielleicht auch deshalb, weil Niemeyer die neuere und neueste Pestalozzi-Forschung nicht zur Kenntnis nimmt: Es fehlt nicht nur jeglicher Hinweis auf die massgebende Biografie von Peter Stadler, auch die Erkenntnisse des Pestalozzi-Symposiums von 1996, das erfolgreich versucht hat, Pestalozzi aus der Idolisierung herauszuholen und Möglichkeiten aufzuzeigen, wie auch Pestalozzi in einen zeitgenössischen Diskurs gestellt werden kann, werden äußerst spärlich und nicht in einer zukunftsweisenden Dimension zur Kenntnis genommen.

Da Niemeyer seinen Begriff des Klassikers nicht deutlich umreisst, stehen auch die dargestellten Autoren etwas verloren da. Warum beginnt Niemeyer mit Pestalozzi und nicht mit Platon, Francke oder Wichern? Die Antwort auf diese oder ähnliche Fragen kann man zwar zwischen den Zeilen zusammenkombinieren, da aber auch der Bezug zur sozialpädagogischen Theorie der Klassiker nicht herausgearbeitet wird, bleibt die Bedeutung eines Klassikerkanons für die sozialpädagogische Theoriebildung unklar. In einer 'Einführung in die Theoriegeschichte einer Wissenschaft' hätte ich solche Fragen – trotz möglicher Verkürzungen und Verallgemeinerungen – gerne deutlicher beantwortet gehabt.



Christian Niemeyer:
Klassiker der Sozialpädagogik. Einführung in die Theoriegeschichte einer Wissenschaft. Weinheim, München: Juventa Verlag 1998. sFr./DM 36.80.-, öS 269.-
ISBN 3-7799-0358-X

Holger Böning: Freiheit und Gleichheit

Helvetik-Forschung in der Schweiz – eine Standortbestimmung

■ François de Capitani

Die Helvetik war lange ein Sorgenkind der schweizerischen Historiographie; ihre Forschung wurde zwar nie völlig vernachlässigt, doch führte sie oft ein Nischendasein, denn weder die Spezialisten des Ancien Régime, noch jene des 19. Jahrhunderts fühlten sich für dieses seltsame Gebilde so richtig verantwortlich. Immerhin, die staatliche 'Amtliche Sammlung der Acten aus der Zeit der Helvetischen Republik' erschien zwischen 1886 und 1966 in 16 Bänden und liefert eine unerschöpfliche Fundgrube zu allen Fragen dieser Zeitepoche.

Seit etwa 20 Jahren haben neue Fragestellungen aus allen Teilgebieten der Forschung das Interesse an der Helvetischen Republik neu belebt und massgeblich dazu beigetragen, diese Zeit in einem neuen Licht erscheinen zu lassen. Sozialgeschichtliche, rechtsgeschichtliche und kulturgeschichtliche Fragestellungen haben in der einst so einfachen "Zeit der Fremdherrschaft" unserer Schulbücher einen widersprüchlichen, schillernden und vielschichtigen Schlüssel zur modernen Schweizergeschichte entdeckt.

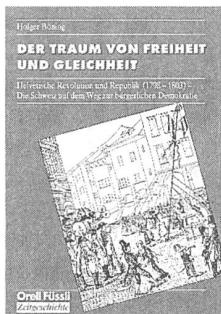
Das vorliegende Buch bildet eine vorzügliche Standortbestimmung über den heutigen Stand der Forschung zur Helvetik und ihrer Vorgeschichte. Eine erste Fassung unter dem Titel 'Revolution in der Schweiz' war bereits 1985 erschienen, allerdings ohne Anmerkungsteil und in graphisch nicht befriedigender Aufmachung. Die jetzt vorliegende Fassung ist fast völlig neu konzipiert und geschrieben. Sie zeugt sowohl von einer umfassenden Kenntnis der bisher erschienenen Literatur wie auch von einer souveränen Beherrschung der Darstellung. Damit ist nicht nur ein Nachschlagewerk für Historiker, sondern auch eine spannend geschilderte und klug aufgebaute Darstellung für ein interessiertes Publikum entstanden.

So liegt jetzt – nach Alfred Rufers Artikel im 'Historisch-Biographischen Lexikon der Schweiz' (1927) und Andreas Stähelins Beitrag im 'Handbuch der Schweizer Geschichte' (1977) – endlich eine umfassende Synthese zur Helvetischen Republik vor, die dem heutigen Forschungsstand gerecht wird. Eine solche Synthese sollte Anlass einer Standortbestimmung sein, denn die Stärken und Schwächen des Buches sind eben jene der heutigen Forschungssituation.

Das Hauptgewicht der Darstellung liegt auf der Vorgeschichte und dem Anfang der Helvetischen Republik. Dabei wird deutlich, wie wenig eigentlich über die letzten zwei oder drei Jahre der Helvetischen Republik gearbeitet worden ist. Hier dürfte für die Forschung noch einiges nachzuholen sein. Ebenso möchten wir mehr wissen über die Revolution in den Kantonen und Gemeinden, über den Wandel und das Beharren von Institutionen und Hierarchien, denn erstaunlich ist nicht,

dass die Helvetische Republik zerfiel, sondern dass eine gesellschaftliche Ordnung mit der Helvetik, gegen die Helvetik oder auch einfach neben der Helvetik weiterbestand und schlecht und recht funktionierte.

Schliesslich zur Ikonographie der Revolution in der Schweiz und der Helvetischen Republik: Im Jubiläumsjahr 1998 haben Ausstellungen in Basel, im Waadtland, Aargau und Tessin eine beeindruckende Zahl von unbekannten oder wenig bekannten Bildern ans Tageslicht gebracht. Es bleibt zu wünschen, dass der etwas brave Bildteil in einer späteren Ausgabe ausgebaut werden kann.



Holger Böning: Der Traum von Freiheit und Gleichheit. Helvetische Revolution und Republik (1798–1803) – Die Schweiz auf dem Weg zur bürgerlichen Demokratie. Zürich: Orell Füssli Verlag 1998.
sFr. 64.–, DM 69.–, öS 358.–
ISBN 3-280-02808-6

Adolf Rohr: Philipp Albert Stapfer

Eine nicht ganz überzeugende Biographie

■ Felix Bürchler

Philipp Albert Stapfer (1766–1840), in der Helvetischen Republik Minister für Künste und Wissenschaften und schweizerischer Gesandter in Paris, vermochte unter anderem die zentralistische Regierung zu nutzen, um das Schulwesen in weiten Teilen der Schweiz nachhaltig zu verändern. Dabei schaffte er Strukturen, die auf Veränderung bzw. Fortschritt ausgerichtet waren und säkularisierte die Schule, indem er sie der öffentlichen Kontrolle durch die kantonalen "Erziehungsräte"¹ aussetzte. Ferner versuchte er das Schulobligatorium durchzusetzen und das damit in Zusammenhang stehende Schulgeld für die arme Bevölkerung aufzuheben. Es gelang ihm auch, einflussreiche Leute für das Schulwesen zu gewinnen.

Das Leben von Stapfer wurde bereits um 1900 von Rudolf Luginbühl ausführlich nachgezeichnet. Nur marginal werden in dieser Stapfer-Biographie und in den ergänzenden Briefbänden "die Jugend-, Bildungs- und Studienjahre" thematisiert. Rohrs Arbeit schliesst nun unter Bezug wenig bekannter Quellen (vor allem Briefe², aber auch Reden, Schriften, Akten, Berichte etc.) diese Lücke. Rohr beabsichtigt mit der Biographie, "... zunächst das Werden einer Gestalt von hohem Rang nachzuzeichnen, aber zugleich einen Beitrag zur Deutung jener Übergangsepoke zu leisten ..." (S. VII).

Im Einleitungskapitel mit der Überschrift "Wege und Aufgaben der Stapfer-Forschung" zeigt Rohr unter anderem auf, welche Bedeutung er Stapfer beimisst und wer welche Leistungen in der Verbreitung des histori-

schen Bewusstseins in Bezug auf Stapfer bis zum heutigen Tag erbracht hat. Dies wirkt z.T. unwissenschaftlich, weil z.B. die Umbenennung des Bernerhauses auf Schloss Lenzburg in Philipp-Albert-Stapfer-Haus um 1960 mehr als eine Buchseite beansprucht oder die Anwesenheit eines Bundesrates bei der Gedenkfeier von 1966 erwähnt wird. Es macht den Eindruck, als ob sich der Kanton Aargau mit Stapfer eine historisch begründete Identität verschaffen will und Rohr dieses Anliegen mit seinem Buch unterstützt. Die Einleitung schliesst mit einem für Rohr symptomatischen Zitat von Werner Kaegi, der 1947 die Biographie Jakob Burckardts verfasste. Kaegi (und mit ihm auch Rohr) versteht es als "Pflicht der Historie, (...) das Bild derjenigen zu erneuern, die irgendeine hohe Gabe der menschlichen Natur so gepflegt und verkörpert haben, dass sie durch dieses ihr Charisma und Amt Mitlebenden und Nachfahren unvergesslich und vorbildlich geblieben sind" (S. XVI). Man darf sich fragen, ob sich die biographische Forschung wissenschaftstheoretisch in den letzten fünfzig Jahren nicht doch gewandelt hat.

In sechs Kapiteln wird das Umfeld Staphers und dessen Leben bis 1798 dargestellt. Hervorgehoben wird der Einfluss des Lehrers und Kant-Kenners Johann Samuel Ith (1747–1813) auf Stapfer und die Studienzeit in Göttingen. Für Staphers politische Einstellung sei die Studienreise über Holland nach England und sein kurzer Aufenthalt in Paris bedeutsam. Ebenfalls wesentliche Erfahrungen soll Stapfer 1798 als Legationssekretär in Paris gemacht haben.

Die biographischen Ausführungen werden mit zahlreichen Fussnoten belegt, die vorwiegend auf Quellen und Sekundärliteratur hinweisen. Siebenundzwanzig Schwarzweissabbildungen, meist Porträts von Frauen und Männern oder Orte und Gebäuden, die im Leben Staphers während der besprochenen Zeit eine Rolle spielten, ergänzen die biographischen Ausführungen.

Im Anhang sind einige Briefausschnitte, thematisch gegliedert, abgedruckt, die Rohr schon im Buch von 1971 veröffentlicht hat. Weiter findet man Ausschnitte aus Staphers Inauguralrede von 1792 am Politischen Institut in Bern, Ausschnitte aus der übersetzten Antrittsvorlesung vom 8. November 1796 an der Berner Akademie und aus der Konsekrationspredigt im Berner Münster an Ostern 1797. Als Faksimile findet man das von Prof. theol. Stapfer verfasste tägliche Gebet der bernischen Truppen 1798.

Eine Zeittafel zum Leben Philipp Albert Staphers, eine ausführliche Bibliographie, ein kommentierter Bildnachweis und ein ausführliches Personen- und Ortsregister bilden den Abschluss des Buches.

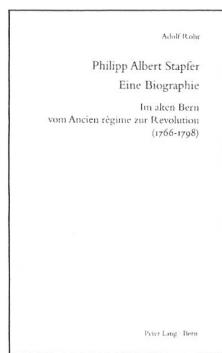
Offensichtlich empfindet Rohr grosse Sympathien für Philipp Albert Stapfer. Im Einleitungskapitel wird sogar von "Vorbild" gesprochen. Kritisch ist dabei zu bemerken, dass diese Einstellung des Biographen einer objektiven Interpretation Staphers im Wege steht (vgl. S. 103). Desgleichen befremdet, dass in Rohrs Ausführungen die Teilnahme Staphers in der Berner Societas Studiosorum, einer studentischen Vereinigung, nicht erwähnt wird. Hielt doch der junge Stapfer am 18.

März 1785 sogar eine Rede, die handschriftlich im Protokollbuch³ festgehalten ist. Die mehrseitige Rede findet lediglich in einer Anmerkung Beachtung.

Obwohl die Biographie auf weiten Strecken von seriöser Arbeit zeugt, fällt auf, dass einige Begriffe nicht korrekt verwendet werden. So wird z.B. auf Seite 14 von "Mittelklasse" anstelle von "Mittelstand" in der alten Ordnung gesprochen. Ebenfalls unbeschwert verwendet der Biograph die Bezeichnung "Kantianer", ohne differenzierte rezeptionsgeschichtliche Überlegungen anzustellen.

Das Lesen der Stapfer-Biographie kann trotz oben erwähnter Mängel empfohlen werden, weil sie auf der Basis seriös erforschter Quellen die Kindheit, Jugendjahre und das frühe Mannesalter im Kontext darstellt. Dabei werden für Stapfers Denken und Handeln relevante ideen-, geistes- und realgeschichtliche Aspekte miteinander verknüpft. Durch die beigezogenen Quellen (Briefe) erhält die Leserin oder der Leser auch eine zeitgenössische Einschätzung eines am Zeitgeschehen interessierten jungen mittelständischen Mannes zum Ausgang des Ancien Régime bis zur Helvetik.

- 1 Die Erziehungsräte existieren in einigen Kantonen noch heute.
- 2 Vgl. dazu Rohr, Adolf (Hrsg.): Philipp Albert Stapfers Briefwechsel 1789-1791 und Reisetagebuch. Aarau: Sauerländer 1971.
- 3 Das Protokollbuch befindet sich in der Burger Bibliothek in Bern unter der Signatur M.h.h. XXIV 181. Vollständiger Titel der Rede: "Rede über die Notwendigkeit einer ausgebreiteten Gelehrsamkeit für Geistliche, nebst einichen Bemerkungen über das Wesen und den Nutzen der Lektür überhaupt."



Adolf Rohr: Philipp Albert Stapfer. Eine Biographie. Im alten Bern vom Ancien régime zur Revolution (1766-1798).
Bern: Lang Verlag 1998.
sFr. 75.–, DM 94.–, öS 625.–
ISBN 3-906760-10-3

Hanno Schmitt: Briefe von und an Joachim Heinrich Campe

Eine Briefedition im Clinch mit Forschungsinteressen

■ Rebekka Horlacher

Der erste der auf zwei Bände angelegten Briefedition der sämtlichen überlieferten Briefe von und an Joachim Heinrich Campe umfasst die Jahre zwischen 1766 und 1788. In der Einleitung erläutert der Herausgeber Hanno Schmitt die Notwendigkeit dieser Edition damit, dass die bisherigen Editionen aus dem 19. Jahrhundert stammten oder zumindest auf Transkriptionen aus dieser Zeit beruhten. Diese Ausgaben entsprechen in textkritischer Hinsicht nicht mehr den heutigen Bedürfnissen und Standards: Meist wurden Rechtschreibung und Sprachfluss modernisiert, die Empfänger- und Absender-Zuschreibung ungenau und manchmal auch von reinem Wunschdenken diktiert, Auslassungen und Kürzungen des Textes nicht vermerkt und auch die Datierung der Briefe unklar wiedergegeben. Erschwerend kommt hinzu, dass diese editorischen Ungenauigkeiten bis heute nie Thema in der Campe-Forschung gewesen sind und die unsauberer Editionen des Campe-Briefwechsels in anderen (kritischen!) Ausgaben wieder abgedruckt wurden. Diesem Missstand soll die vorliegende Briefedition abhelfen. Sie will nicht nur den Briefwechsel Campes kritisch edieren und kommentieren, sondern erhebt auch den fundamentalen Anspruch, dass "eine textkritische Erforschung von Campes Leben und Werk ... erst mit dieser Ausgabe möglich" wird (S. 24). Darüber hinaus kann der wissenschaftliche Ertrag nach Schmitt durch folgende sieben Punkte charakterisiert werden:

- 1) Die Biografie Campes wird durch die Kommentierung der hier vorliegenden Briefe um wesentlich neue Aspekte ergänzt und teilweise gar neu geschrieben werden müssen.
- 2) Campes ausgiebige Rezensionstätigkeit wird dem Publikum hier erstmals bekannt gemacht.
- 3) Seine Lebensgeschichte ist paradigmatisch für eine bürgerliche Biografie zur Zeit der in Entstehung begriffenen bürgerlichen Öffentlichkeit.
- 4) Der Briefwechsel ist ein einmaliges Dokument der deutschen Spätaufklärung, weil sich hier die verschiedensten Aspekte derselben im Briefwechsel mit einer Person verbinden.
- 5) Die "Zentren der Aufklärung" treten in ihrer Bedeutung klar zutage.
- 6) Alle relevanten zeitgenössischen Denkströmungen und Konflikte finden im Briefwechsel Campes ihren Niederschlag.
- 7) Campe ist die zentrale Figur der Pädagogik der Spätaufklärung.

Im zweiten Teil der Einleitung wird Campes Biografie im Lichte seiner Korrespondenten dargestellt, wobei immer wieder auf die Briefe in der Edition verwiesen wird. Inwiefern dadurch der Anspruch Schmitts eingelöst wird, dass die Biografie Campes aufgrund der Briefe wesentlich neu geschrieben werden muss, wird je-

doch erst die weitere Forschung zeigen.

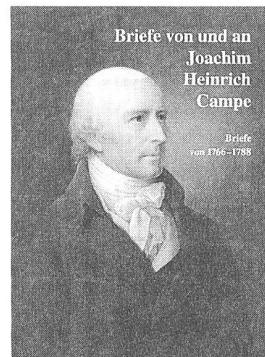
Die eigentliche Edition der Briefe besticht durch einen sorgfältigen, klaren und übersichtlichen Textaufbau. Auf den ersten Blick wird ersichtlich, wer Absender und Adressat des jeweiligen Briefes ist, wann er geschrieben wurde und wo das Original zu finden ist oder welcher Druckfassung gefolgt wurde. Knapp zwei Drittel der abgedruckten Briefe waren der Forschung bis anhin nur in den Archiven zugänglich. Die Kommentierung wird sehr kurz gehalten und beschränkt sich auf knappe Hinweise. Die Tatsache, dass ein Teil der Briefe nicht im Original, sondern als Regesten abgedruckt wurden, trübt den allgemein positiven Eindruck der Edition. So muss für die vollständige Lektüre entweder auf die kritisierten, textkritisch ungenügenden Ausgaben zurückgegriffen werden – was mit dieser Edition explizit verhindert werden wollte –, oder es müssen die Handschriften aus den Archiven herangezogen werden. Schmitt ist sich zwar bewusst, dass eine Edition von Briefen als Regesten eine heikle Gratwanderung ist, denn gemäss eigenen Aussagen hat er sich bemüht, „die interessantesten und für die Forschung relevantesten Briefe vollständig abzudrucken“. Aus seiner Sicht steht in den übergangenen Briefen „nichts grundsätzlich Neues oder Wichtiges für die Campe-Forschung“ (S. 64). Darin aber liegt gerade das Problem: Schmitt folgt eher den Forschungsinteressen als den Editionsgeboten, wonach nicht Herausgeber zu entscheiden haben, was für die Forschung wichtig ist. Die Auswahl mag vielleicht, gemessen am heutigen Stand der Campe-Forschung, legitim sein, kann aber in einigen Jahren mit einem neuen Forschungsansatz völlig überholt und veraltet sein – möglicherweise werden für die Forschung plötzlich Aspekte äusserst zentral, denen 200 Jahre lang kein Mensch Beachtung geschenkt hat. Das Plädoyer für eine vollständige Textedition begründet sich umso mehr, als die Ausstattung des Buches aufwändig mit Illustrationen und Einband versehen wurde: Mangelnde Finanzen können wohl kaum der Grund für die Beschränkung gewesen sein.

Ergänzt wird die Edition mit einem Personenregister, einem Register der erwähnten Schriften Campes, einem Ortsregister, einem Literaturverzeichnis und einem Verzeichnis der gedruckten Quellen zu Campe und seiner Zeit.

In diesem Zusammenhang soll hier auch noch auf eine zweite Publikation zu Campe aufmerksam gemacht werden: Den Katalog¹ zur Campe-Ausstellung in Wolfsbüttel vom 29. Juni bis 13. Oktober 1996. Der reichbebilderte Katalog gibt in angenehm zu lesenden Artikeln Einblicke in verschiedenste Aspekte von Campes Leben und Projekten und vermittelt so ein lebendiges Bild der Zeit und eines in vielen Projekten engagierten Mannes an der bewegten Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert – oder um eine Stelle aus dem Artikel von Ulrich Herrmann zu zitieren: „Campe konnte ein Wortführer dieser Bewegung nicht nur dadurch sein, dass er ein zeitkritischer Publizist war, sondern weil er auch ‚Philosoph und Menschenkenner‘ war – *philosophe*, Selbstdenker, der sich an seine Mitmenschen in seiner Zeit und in ihren Lebensumständen wandte, der da-

durch nicht nur Öffentlichkeit herstellte (das ‚versammelte Volk‘), sondern die geistige Bildung dieser Öffentlichkeit beförderte – Weisheit, Unbefangenheit, Urteilsfähigkeit, mit einem Wort: *Aufklärung*“ (S. 151f.).

Den beiden Publikationen ist ein breites Publikum zu wünschen.



Joachim Heinrich Campe:
Briefe von und an Joachim
Heinrich Campe.
Herausgegeben, eingeleitet und kommentiert von
Hanno Schmitt. [Hrsg. Von
dem Braunschweigischen
Landesmuseum und der
Herzog August Bibliothek]. Band 1. Briefe von
1766–1788.
Wiesbaden: Harrassowitz
Verlag 1996.
sFr. 131.–, DM 148.–,
öS 1080.–
ISBN 3-447-03902-7

1 Visionäre Lebensklugheit. Joachim Heinrich Campe in seiner Zeit (1746–1818).
Ausstellungskataloge der Herzog August Bibliothek, Nr. 74.
Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 1996.
SFr. 71.–, DM 78.–, öS 569.–
ISBN 3-447-03822-5

Thomas Bürger: Aufklärung in Zürich

Akribie ohne Theorie

■ Daniel Tröhler

Robert Darton hat mit seinem 1982 erschienenen Buch ‚The Literary Underground of the Old Regime‘ vermutlich zum ersten Mal in der Geschichte der wissenschaftlichen Rekonstruktion des 18. Jahrhunderts eine auf stupender Quellenkenntnis beruhende Studie zu den unsäglichen Schicksalen jener Literaten im Umfeld der Pariser „Hochaufklärung“ geschrieben, die nicht reüssiert haben und die dadurch nicht zum bis heute rezipierten Kanon der Aufklärer von Paris gehören. Im Zentrum seiner Untersuchung, mit welcher er eine „Sozialgeschichte von Ideen“ anstrebt, stand die Auswertung der riesigen Korrespondenz der „Société typographique de Neuchâtel“, die deswegen von grosser Bedeutung für die Pariser Intellektuellen und jene politischen Institutionen war, die sie zu kontrollieren hatte, weil im liberalen Neuenburg Bücher gedruckt werden konnten, die man in Frankreich nie hätte veröffentlichen können. In diesem Zusammenhang plädierte Darton dafür, dem Verlagswesen im 18. Jahrhundert besondere Aufmerksamkeit zu schenken.

In Bürgers Buch über die „Aufklärung in Zürich“ steht die grösste Verlagsbuchhandlung Zürichs im 18. Jahrhundert im Zentrum des Interesses: Orell, Gessner, Füs-

sli & Comp (OGF). Der Autor stellt dabei seine Studie in den Rahmen einer "kulturpolitischen und mediengeschichtlichen Interdependenz von Buch-, Buchhandels- und Literaturgeschichte" (S. 3) und sieht diesen Rahmen wiederum im grösseren Kontext dessen aufgehoben, was er "Aufklärung" nennt (S. 4ff.). Das Buch – eine überarbeitete Dissertation der Universität Münster – beinhaltet sowohl eine ausführliche Abhandlung zur Geschichte der Firma im Kontext der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts als auch eine umfassende Bibliographie der Verlagswerke im Zeitraum 1761-1798 mit 667 Titeln.

Die Abhandlung ist in 10 Kapitel unterteilt. Nach methodologischen und allgemeinen Bemerkungen zum Verhältnis "Aufklärung – Öffentlichkeit – Bücher" folgt im dritten Kapitel eine Darstellung unter dem Titel "Zürich im 18. Jahrhundert". Einen wesentlichen Teil davon widmet Bürger dem kulturellen Leben der Stadt, die durch "Literaten wie Bodmer, Gessner, Lavater und Pestalozzi grösstes Ansehen" erhalten hätte (S. 19). Er betont dabei die patriotische Gesinnung der zahlreichen Sozietäten, verweist aber – Rolf Graber folgend – gleichzeitig auf den Unterschied zwischen den "radikalen Aufklärern" und den "Reformern" (S. 21). Die hohe Zeitschriftenfülle Zürichs verweise auf eines "vom akademischen Universitätsbetrieb unabhängiges, an politischen und literarischen Zeitschriften interessiertes Lesepublikum" (S. 25), das im Verlauf des 18. Jahrhunderts immer weniger theologische Bücher zugunsten allgemeiner erbaulicher bzw. "schöner" Literatur erwerben konnte (S. 33f.). Im 4. Kapitel wird die Firmengeschichte seit der Reformation detailliert nachgezeichnet, während sich das 5. Kapitel einer der zentralen Figuren und dem europaweit berühmtesten Zürcher zuwendet, Salomon Gessner, Dichter, Maler, Kupferstecher, Verleger und Kaufmann in einer Person und mit seiner Neigung zum Rokoko eine Art "Gegner" seines früheren Lehrers, des grossen Bodmers.

Bieten die ersten Kapitel insgesamt wenig neue Fakten, ändert sich das mit dem 6. Kapitel. In diesem wird die Verlagsproduktion quantitativ erhoben und nach Autoren und Themen systematisiert. Dabei zeigt sich, dass Zürichs Produktion im Vergleich zu Deutschland in quantitativer Hinsicht sehr bescheiden war (S. 64; vgl. auch Tabelle S. 12), und dass insgesamt die Zürcher Autoren dominierten; insbesondere jene aufgeklärten Theologen, die sich der moralischen Ästhetik Bodmers verpflichtet fühlten. Eine Spitzenposition im deutschen Sprachraum nahm die OFG indes mit Übersetzungen englischer Literatur ein (S. 73ff.) – eine Folge der Bemühungen Bodmers, der bekanntlich bereits in den frühen 20er Jahren des 18. Jahrhunderts mit den 'Discourses der Mahler' die erste deutsche moralische Wochenschrift nach dem Vorbild des englischen 'Spectator' mitherausgab und kurz darauf Miltons 'Paradise lost' übersetzte. Die Deutschen bildeten die zweitstärkste Autorengruppe, wobei vor allem Wieland – der wegen Bodmer nach Zürich gekommen war – eine wesentliche Rolle spielte, sowohl hinsichtlich seiner Shakespeare-Übersetzungen als auch der eigenen Werke wie etwa dem Bildungsroman 'Agathon' wegen.

Während Wieland vorwiegend über Gessner mit dem Zürcher Verlag verbunden blieb, war es beim Magdeburger Matthisson Füssli, der den Kontakt pflegte, was wiederum zeigt, dass das Verlagsgeschäft nicht unbedingt einer Doktrin folgte, sondern wesentlich geprägt war durch die Interessen der einzelnen Teilhaber, die alle Verleger im Nebenamt waren. Die Rekonstruktion des vielfältigen Beziehungsnetzes der Zürcher Verleger zeigt, dass Zürich zum "Zufluchtsort für deutsche Spätaufklärer" wurde (S. 83ff.), weil sich die Zürcher Zensur gegenüber kritischer deutscher und österreichischer Literatur wesentlich liberaler verhielt als gegen die eigenen Autoren (wie das tragische Ende Wasers 1780 zeigt).

Mit diesen kritischen Autoren, die teilweise heute vergessen sind, liess sich in Zürich gutes Geld machen. Dieser monetäre Aspekt führte bisweilen zum Konflikt zwischen Autoren und Verlegern, da es im 18. Jahrhundert so etwas wie geistiges Eigentum nicht gab. Autoren wurden im Allgemeinen von den Verlegern ausgenutzt, was beispielsweise in Dessau zur Gründung eines Autorenverlags (1781) führte. Dieser immameante Konflikt wird von Bürger anhand von Iselins und Wielands Problemen mit dem Zürcher Verlag aufgezeigt, wobei sichtbar wird, dass selbst "gemäßigte" Verlage wie die OFG sich als relativ rücksichtslose "Kapitalisten" benahmen (S. 100f.). Während der Streit mit Iselin an einer Versammlung der Helvetischen Gesellschaft – die den Freundschaftskult zum nationalpädagogischen Programm erhoben hatte – freundschaftlich beigelegt werden konnte, trat Wieland, der im Gegensatz zu Iselin in Deutschland andere interessierte Verleger fand, wesentlich aggressiver auf. Seinen Briefwechsel mit Salomon Gessner deutet Bürger als "eine Hauptquelle zur Geschichte der Entstehung eines freien Schriftstellertums in Deutschland" (S. 103), weil er das Problem des geistigen Eigentums des Autors zur Sprache bringt – und damit das Recht des Autors auf die Nutzung seiner "Produkte" (S. 108f.).

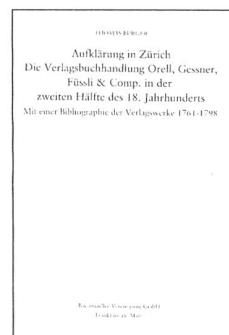
Während im 8. Kapitel in zum Teil langen historischen Exkursen die Emanzipationsbestrebungen der Autoren bezüglich Buchgestaltung und Wahl der Schrift (Antiqua vs. Fraktur) behandelt werden, diskutiert das 9. Kapitel die Stellung von OGF im europäischen Buchmarkt. Dabei wird sichtbar, dass der primäre Markt des Zürcher Verlags im nord- und osteuropäischen Raum lag (S. 130; S. 138; S. 141) und dass der Kontakt zur Westschweiz, insbesondere auch zur "Société typographique de Neuchâtel", nur in einer Richtung erfolgreich war, nämlich beim Import französischer Bücher für den schweizerischen und deutschen Markt. Bürger stellt die Beziehungen des schweizerischen Verlagswesens mit Deutschland in einen grösseren Zusammenhang mit den engen Wirtschaftsbeziehungen zwischen beiden "Ländern" und weist nach, wie Leipzig sich im Verlauf des 18. Jahrhunderts gegenüber Frankfurt am Main zur wichtigsten Handelsstadt entwickelte. Dies hatte für die OFG insofern Konsequenzen, als Leipzig im deutschen Sprachraum als die Bücherstadt galt, sich schneller als andere Regionen modernisierte und den Markt zu monopolisieren be-

gann – eine Dynamik, die zu vielfältigen Reaktionen, auch seitens der OGF, führte (S. 146ff.).

Das Kapitel zeigt weiter die mächtige Stellung der OGF-Verlagsbuchhandlung hinsichtlich ihres Sortimentes, das 24'209 Titel umfasste (wobei nur die wenigsten an Lager waren sondern bestellt wurden), wendet sich dem Problem des unautorisierten Nachdrucks (S. 152ff.) und zuletzt dem Thema der Zürcher Zensur zu, deren Besonderheit es war, dass es in Zürich wesentlich einfacher war, „kritische“ Literatur zu importieren als solche zu drucken (S. 164). Bürger nimmt dieses Phänomen als Anlass zu einem historischen Fazit, wonach das Problem der Zensur in der Kampfstellung gegen die „Aufklärungsbewegung“ als Symptom innerhalb einer kaum mehr handlungsfähigen, verkrusteten „Filzokratie“ in Zürich gedeutet wird, die erst mit der Helvetik ein Ende fand.

Bürgers Buch besticht durch Akribie und Präzision. Die sachrelevante Literatur wird fast lückenlos berücksichtigt und kompetent verarbeitet. Das gilt insbesondere für die Abhandlung ab dem 6. Kapitel, wo der Autor auf „sein“ Feld (das Verlagswesen) kommt und auch den hohen Aufwand nicht gescheut hat, mit den handschriftlich überlieferten Korrespondenzen in den Archiven zu arbeiten. Das Buch ist sehr lesbar geschrieben, sorgfältig und schön gestaltet (mit zahlreichen, sinnvollen Abbildungen) – was wohl der Grund für den sehr hohen Preis ist. Was dem Buch allerdings fehlt, ist eine explizitere Theoriediskussion, die der Haupttitel („Aufklärung in Zürich“) in Aussicht stellt. Welche Konsequenzen das gehabt hätte, soll in Form dreier Anregungen formuliert werden: Es ist nämlich erstens alles andere als gesichert, ob der Aufklärungsbegriff auf Zürich angewendet werden kann oder nicht, vielleicht gar nur auf Enzyklopädisten beschränkt werden soll (Darnton hat sich für diese Präzisierung mit guten Gründen eingesetzt) – zumal Bürger feststellt, dass die „Hauptautoren des Sortimentskatalogs ... Pietisten“ waren (S. 149). In diesem Zusammenhang kann auf neuere Debatten hingewiesen werden, wonach die Schweizer weniger aufklärerisch im französischen Sinn waren, sondern einen antikisierenden Republikanismus vertraten, der – insbesondere in Zürich – wesentlich andere Konzepte als die Aufklärer und Pietisten vertrat, aber dennoch als „Opposition“ gedeutet werden muss. Diesen Sachverhalt aufzuarbeiten wäre darum wichtig, weil Bodmer und Füssli in Zürich die Hauptvertreter dieses „politischen Patriotismus“ gewesen sind und sich so von den gemässigten Patrioten vom Schlag eines Hirzels unterschieden; ein Unterschied, den Bürger wohl andeutet, aber nur graduell differenziert. Das zeigt sich an seiner an sich korrekten Lebensanalyse Füsslis („aus dem dynamischen Gesellschaftskritiker war inzwischen ein vorsichtiger Reformer geworden“, S. 23): Wäre erkannt worden, dass der „Gesellschaftskritiker“ radikaler Republikaner ist, hätte sich die Frage aufgedrängt, wie Füssli mit der dem Republikanismus impliziten antikommerziellen Ideologie und der Kapitalisierung des Buchmarktes, an dem er ja mitverdiente, umgegangen ist. Denn gerade dies hätte wohl einen wichtigen Beitrag zur ambivalenten Haltung der

Schweizer gegenüber der Modernisierung geleistet, eine Haltung, die letztlich mitverantwortlich für das Scheitern der Helvetik werden sollte.



Thomas Bürger: *Aufklärung in Zürich. Die Verlagsbuchhandlung Orell, Gessner, Füssli & Comp. in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Mit einer Bibliographie der Verlagswerke 1761-1798.*
Frankfurt am Main: Buchhändler-Vereinigung 1997.
sFr. 176,- DM 198,-
öS 1445,-
ISBN 3-7657-2033-X

Albert M. Debrunner: Das güldene schwäbische Alter

Johann Jakob Bodmer neu gelesen

■ Simone Zurbuchen

Die Ursprünge der romantischen Mittelalterbegeisterung aufzudecken war die Zielsetzung der vorliegenden Studie, die 1994 als Dissertation an der Universität Basel eingereicht wurde. Was sich als gelehrte Fleissarbeit eines Germanisten ankündigt, entfaltet sich unter der Feder von Albert M. Debrunner zu einer ebenso detailreichen wie spannenden Rekonstruktion eines wesentlichen Aspekts der Zürcher Aufklärung, hinter der sich die kundige Leitung durch Karl Pestalozzi, einen der besten Kenner der Schweizer Literatur des 18. Jahrhunderts, nur unschwer verbirgt. Der eigentliche literaturgeschichtliche Teil der Arbeit beginnt erst mit dem 3. Kapitel, in dem beschrieben wird, auf welche Weise Bodmer in den 40er Jahren in den Besitz der Pariser Handschrift von Minneliedern gelangte, die sich alsbald als Zürcher Handschrift entpuppten, die seither als ‚Kodex Manesse‘ bekannt ist. Trotz etlicher Schwierigkeiten konnte Bodmer zusammen mit J.J. Breitinger 1758/59 eine zwar nicht vollständige, aber doch repräsentative ‚Sammlung von Minnesingern aus dem schwaebischen Zeitpuncte‘ publizieren, die bis 1838 die massgebliche Minnesängerausgabe blieb. Während diese zunächst in der zeitgenössischen anakreontischen Lyrik wieder auflebten – die sowohl von anakreontischen Dichtern wie Hagedorn und Gleim, jedoch auch von Bodmer selbst als Nachdichtung der Minnelieder gedeutet wurde –, entfaltete sich die eigentliche Wirkung von Bodmers Ausgabe in den 70er Jahren, als eine Gruppe junger Dichter sich zum später so genannten ‚Göttinger Hainbund‘ zusammenschloss. Dies geht möglicherweise auf einen Vorschlag Bodmers zurück, der in den ‚Neuen Critischen Briefen‘ die Gründung eines Minnesingerordens angelegt hatte. Mit seiner Ausgabe eröffnete Bodmer der deutschsprachigen Lyrik eine neue Richtung, welche

ein wichtiges Zwischenglied zur Erklärung der Mittelalterbegeisterung der deutschen Romantik darstellt, die Achim von Arnim gewissermassen wieder zu den Ursprüngen zurückführte, indem er zwei Minnelied-Übertragungen in seine Erzählung 'Aloys und Rose' einfügte, die in der Zeit der helvetischen Revolution spielt. Der Protagonist Aloys schliesst sich den Gegnern der Revolution an und wendet sich, zurückgekehrt nach Uri, der mittelalterlichen Schweiz zu, die er als Ideal besingt, an der sich die von ihm erhoffte Erneuerung der ganzen Gesellschaft entzünden sollte.

Dass diese Verbindung zwischen schwäbischer Poesie und alteidgenössischer Vergangenheit alles andere als ein Zufall ist, sondern sozusagen in der Logik der Entdeckung und Überlieferung des Minnegesangs liegt, versteht der Leser aufgrund der Lektüre der ersten zwei Kapitel von Debrunners Studie, die den Grundstein für ein neues Verständnis von Bodmers literarischem Werk legt. Der Autor stellt dar, dass und warum sich Bodmers Interesse an der mittelalterlichen Poesie nur aus seinem Engagement für eine moralisch-politische Erneuerung der eidgenössischen Republiken, insbesondere aber Zürichs, verstehen und erklären lässt. Es ist das Verdienst von Debrunners Studie, dass er die republikanische Stossrichtung von Bodmers Aktivitäten offenlegt, die weit über die Literaturgeschichte hinaus Beachtung verdient. Dass Bodmer sich für das Mittelalter zu interessieren begann, hängt damit zusammen, dass er – angeregt durch die Studien von Johann Jakob Scheuchzer – in der einfachen und natürlichen Lebensweise der Schweizer Alpenbewohner die "Überreste" alteidgenössischer Kultur zu entdecken glaubte, die sich dank des natürlichen Schutzes durch die Bergwelt seiner Auffassung nach bis in seine Zeit erhalten hatte. Dem in der europäischen Literatur tradierten Mythos vom "edlen Wilden" folgend, interpretierte Bodmer die natürlichen Sitten als äusseres Anzeichen der Tugend der alten Eidgenossen, von deren Wiederherstellung er sich die Reform der Gesellschaft des Ancien Régime erhoffte. Daraus erkärt sich sein Konzept der Schweizergeschichte, die er als "historische Sittenlehre" verstand. Danach sollte die Geschichtsschreibung primär dem Ziel dienen, die Jugend anhand der "Exempel" der Vergangenheit zur Tugend zurückzuführen. Mit diesem Programm war Bodmer im schweizerischen Kontext äusserst erfolgreich, zeugen doch eine ganze Reihe von geschichtlichen Darstellungen der Schweiz bis hin zu Johannes von Müllers 'Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft', aber auch Johann Kaspar Lavaters 'Schweizerlieder' von seinen Impulsen zur moralischen Reform. In diesem Zusammenhang ist besonders beachtenswert, dass Bodmer die alten Eidgenossen nicht nur zum moralischen, sondern auch zum politischen Vorbild stilisierte. Das ist einerseits in seinem Alterswerk, den "politischen Schauspielen", dokumentiert, die er aufgrund ihres radikal-politischen Inhalts – er schlug darin einen dezidiert demokratischen Ton an, der sich gegen die "Kadaver von Republiken" seiner Zeit richtete – von vornherein nicht zur öffentlichen Aufführung, sondern zur stillen Lektüre bestimmte;

dann manifestiert sich sein politischer Radikalismus aber auch in den Aktivitäten seiner Zürcher Schüler, welche dazu übergingen, die "Tyrannen" des Ancien Régime offen zu denunzieren.

Während Bodmer mit seinem politischen Erneuerungsprogramm vorwiegend in Zürich und der Eidgenossenschaft wirkte, zeitigte seine Theorie der Poesie europaweite Folgen. Da er annahm, dass die Poesie auf den Sitten der Menschen beruhe und er der in seiner Zeit weit verbreiteten Theorie anhing, dass das Klima die Sitten wesentlich beeinflusse, war er längst vor seiner Entdeckung des 'Kodex Manesse' davon überzeugt, dass die Luft und der Boden "in den Tagen des hohenstauffischen Zeitpunktes poetisch" gewesen sein musste. Angeregt durch Blackwells Theorie, wonach der Übergang der griechischen Gesellschaft vom heroischen zum zivilisierten Zeitalter der Nährboden der schöpferischen Grösse Homers gewesen sei, vertrat er die Auffassung, dass der deutsche Sprachraum zur Zeit der Stauffer ein Homer ebenbürtiges Epos hervorgebracht haben müsse, das er dann in dem von Hermann Oberleit entdeckten 'Nibelungenlied' erkannte. Die mit solchen Entdeckungen verbundenen Editionen und Nachdichtungen mittelalterlicher Epen waren nicht nur für Bodmers breite Wirkung im Feld der Literatur verantwortlich, sondern diese lässt sich – wie Debrunner im letzten Kapitel seines Buches darstellt – bis in die Malerei und Architektur der Zeit verfolgen, die sich ihrerseits an den neuen Strömungen in der Literatur orientierte. Davon zeugen nicht zuletzt die Türme des Zürcher Grossmünsters, die im Lichte dieser Studie für eine Art architektonisches Vermächtnis der von Bodmer ausgehenden Mittelalterbegeisterung stehen.

Nach der Lektüre von Debrunners Studie bleibt einzige zu bedauern, dass diese auf die Frage nach den Ursprüngen der Mittelalterbegeisterung der Romantik beschränkt bleibt und deshalb der "Literaturstreit" zwischen Zürich und Leipzig höchstens ganz am Rande Erwähnung findet. Es wäre zu wünschen, dass auch diese Debatte über die Regeln der Ästhetik vor dem Hintergrund von Bodmers republikanischen Reformvorstellungen einer neuen Interpretation zugeführt wird.



Albert M. Debrunner: Das guldene schwäbische Alter. Johann Jakob Bodmer und das Mittelalter als Vorbildzeit im 18. Jahrhundert. (Episteme: Reihe Literaturwissenschaft, Bd. 170). Würzburg: Königshausen & Neumann 1996.
sFr. 44.60, DM 48.–, ÖS 350.–
ISBN 3-8260-1178-3